

Predigt am 4. Advent 2014

21. Dezember 2014

Textgrundlage: Hesekiel 17, 22-24

Friede sei mit Euch und Gnade, von dem der da ist und der da war und der da kommt.
Amen.

Und Gott sah, dass es gut war.

Da ward aus Abend und Morgen der 1., der 2., der 3. und schließlich der 7. Tag.

Und Gott schuf Licht und Dunkelheit, schuf Himmel und Erde, Meer und Festland, er schuf die Pflanzen, schuf Sonne, Mond und Sterne, Gott schuf die Tiere, schuf alles, was da kräucht und fleucht, schuf am Ende auch mich, als Mann und Frau und setzte uns in einen Garten, Eden genannt, doch erlaubte Gott uns nicht alles, doch wir erlaubten uns mehr und das führte am Ende zum Ende von Eden, Rauswurf aus dem Paradies.

Das führte am Ende zum Ende und doch nicht.

Meine Geschichte geht weiter, sprach Gott und ließ den Menschen leben.

Und er, der Mensch? Er mordete. Den Bruder erst und dann noch mehr. Der Zauber des Anfangs war verflogen, für meinen Geschmack zu schnell, ich hätte schneller ein Ende gemacht, doch Gott entschied sich anders. Der Mörder-Bruder war gezeichnet, doch nicht, dass man ihn schneller fände, das Zeichen war zum Schutz, Gott schützt den, der gefallen ist, wie Adam nun auch Kain.

Doch des Menschen Trachten ist böse von Jugend auf, das jammerte auch seinen Schöpfer sehr, er wählte einen aus, ihn zu bewahren, zum dritten Mal, war einer, der die Katastrophe überstehen sollte, mit Namen Noah dieses Mal. Er überstand die Flut, die viele andere hinweg riss in den Tod. Ein Ende, für viele, doch nicht für alle, die Gnade war noch größer als die Wut des Schöpfers. Die Menschheit durfte sich noch einmal über seiner ganzen Erde ausbreiten und wieder kam ein Ende, diesmal nicht des Lebens, sondern „nur“ des Verstehens, weil sich die Menschen wieder größer glaubten als den Schöpfer.

Es ist eine unendliche Geschichte, unendliche Geschichten, die hier aufgeschrieben wurden, um zu verstehen, was geschah, um zu erklären, was ist, um zu mahnen, den, der sein wird.

Es ist eine unendliche Geschichte, unendliche Geschichte, die hier aufgeschrieben sind, unendliche variable, doch auch konstant: Die Hybris nämlich, meine Überheblichkeit. Sie ist und bleibt konstant im Weltenlauf. Ich frage mich, ob das der Schöpfer so gewollt hat? Vielleicht... Behauptete ich ja, behauptete ich nein, so wär' ich wieder in der Überheblichkeit gefangen. Drum lass ich das und schaue weiter in dem Buch, dass dir meine Geschichte mit Gott erzählt:

Konstant die Überheblichkeit, konstant die Gnade.

Nie gibt er auf, gibt ganz im Gegenteil den Resten immer wieder eine Chance. Und sie versuchen sich, versuchen so zu leben, wie es gottgemäß ist, die Väter und die Mütter des Anfangs: Abraham, Isaak, Jakob, Benjamin, Josef, dann Mose und alle, die ihm folgten. Als sie so viele wurden, dass man sie nicht mehr Familie, sondern Volk nennen sollte, da brauchten sie einen, da suchten sie einen, der sie regiere, der Ordnung schuf im Chaos, den das menschliche Miteinander verursacht.

Wir kennen das bis heute, auch heute suchen wir, wer uns regiere, den, den wir bestimmen, dass er dann entscheide, damit nicht ich das tun muss.

Wir kennen das bis heute, dass wir sie wählen, um wen zu haben, auf den wir dann die Schuld abwälzen, wenn etwas nicht gelingt.

Wir kennen das bis heute und leben hier in einem Land, in dem das seit Jahrzehnten ziemlich gut gelingt – in unserm Teil seit wenigen Jahrzehnten erst, gelingt es gut mit dem Regieren, auch wenn hier und da ganz sicher auch noch Luft nach oben ist.

An vielen Orten ist das anders, da fehlt die Luft, zum Atmen gar den Menschen, wenn der, der regiert nicht auserwählt, nicht ausgewählt, nicht mal gewählt ist.

Wir kennen das bis heute, wenn auch hier nur aus der Ferne, ist doch dies Regieren ohne Rückhalt allein durch Schwert, Gewalt und Terror leider gar kein neues Phänomen. Solche Regenten kannte auch der alte Orient, kannte das Volk Israel schon lange, lange vor meiner Zeit.

Und es erzählte Hoffnungsgeschichten, wohl wissend, um das böse menschliche Trachten, wohl wissend, um das nahe Ende, das Ende, das bei dem, der glaubt, kein Ende ist. Bei dem, der glaubt? Der glaubt an wen? An Gott! An Gott?

„Ja! Gott, jener Große, Verrückte, der noch immer an Menschen glaubt.“

Das auserwählte Volk es wählte sich einen König, von Gott wohlgelitten, am Anfang gar gesalbt, doch dann folgte König auf König, je länger die Folge aus Menschen umso ferner

war sie vom Anfang, um so ferner der Schöpfung, um so ferner dem Schöpfer und umso grausamer die Regentschaft.

Das auserwählte Volk es wollte einen König. Und dieser König, variabel im Namen, konstant in der Überheblichkeit, war alles andere als gottesfürchtig, im königlichen Schatten litt das Volk.

Es litt im Schatten, doch nicht still, im Gegenteil: Die Hoffnung grünte noch, die Hoffnung auf den einen, den nicht sie sich, sondern der einst sie erwählte.

Und diese Hoffnung, sie fand Worte, wurde Text, Hoffnungstext und fabelhafte Erzählung. Kodierte und doch ganz offen, erzählt sie mir von dem, was ist, von dem, der ist und von einer Welt, wie sie sein wird und wie sie sein soll:

So spricht Gott der HERR: Dann will ich selbst von dem Wipfel der Zeder die Spitze wegnehmen und ihr einen Platz geben; ich will oben von ihren Zweigen ein zartes Reis brechen und will's auf einen hohen und erhabenen Berg pflanzen.

23 Auf den hohen Berg Israels will ich's pflanzen, dass es Zweige gewinnt und Früchte bringt und ein herrlicher Zedernbaum wird, sodass Vögel aller Art in ihm wohnen und alles, was fliegt, im Schatten seiner Zweige bleiben kann.

24 Und alle Bäume auf dem Felde sollen erkennen, dass ich der HERR bin: Ich erniedrige den hohen Baum und erhöhe den niedrigen; ich lasse den grünen Baum verdorren und den dürren Baum lasse ich grünen. Ich, der HERR, rede es und tue es auch.

Wir kennen das, bis heute, nicht hier, doch noch in allzu vielen Ländern, dass Menschen leiden im Schatten menschlicher Hybris, dass Menschen sterben im Terror menschlicher Gewalt, dass Menschen hungern in menschlicher Misswirtschaft.

Wir kennen das, bis heute, das Leid im Schatten der Großen und Mächtigen.

Doch kennen wir auch noch die Hoffnung, das zarte Reis?

Ob wir sie kennen, weiß ich nicht, ich weiß nur, dass wir uns noch immer nach ihr sehnen, wir wollen hoffen können, wie es diese taten, die die Hoffnung hier in Worte gossen und zu Texten formten.

Wir alle wollen hoffen, sehnen uns danach und feiern diese Sehnsucht auch, drei Tage noch, dann ist es da, das Fest der Hoffnung, an dem wir feiern, dass da einer ist, der Gnade jederzeit vor Recht ergehen lässt – und der uns zuspricht: Ich, der Herr, rede es und tue es auch.

Sein Friede, der größer ist, als unsere Vernunft es begreifen kann, der bewahre unsere Herzen und Sinne auf Weihnachten zu und in Ewigkeit. Amen.

Pfarrerin Juliane Rumpel, im Dezember 2014